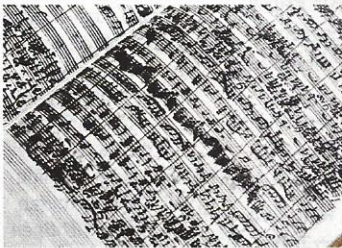


„Selbst abgebrühte Musiker sind ergriffen“

DAS WEIHNACHTS-
ORATORIUM WURDE
ZUM MYTHOS. EIN
BACH-FORSCHER UND
EINE KANTORIN
ERKLÄREN WARUM

12



Prof. Dr. Peter Wollny (54) leitet das Bach-Archiv Leipzig, in dem auch das Original-Textheft verwahrt wird (o.). Von der Partitur (u.) besitzt man nur ein Faksimile. www.bach-leipzig.de



Vor 281 Jahren erklangen hier in Leipzig knappe zweieinhalb Stunden Musik, die heute untrennbar zum Fest gehören. Wie kam es dazu?

Peter Wollny: Ohne Weihnachtsoratorium wäre heute nicht richtig Weihnachten. Für das evangelische Leipzig und die Thomaskirche war so etwas damals aber vollkommen unüblich: Geistliche Musik war sonst immer nur Teil der Gottesdienste,

nie abendfüllend. Aber Bach hatte sich wohl vorgenommen, ein wirklich großes Werk zu komponieren, und musste sich etwas einfallen lassen. Seine Idee war, das Werk in sechs Abschnitte aufzuteilen und an aufeinanderfolgenden Feiertagen aufzuführen – dafür bot sich Weihnachten natürlich an.

Warum wagte Bach ausgerechnet im Jahr 1734 dieses Experiment?

Christiane Bräutigam (40) ist Kantarin der Evangelisch Reformierten Kirche zu Leipzig. Mit ihren 50 Chorsängerinnen und -sängern führt sie das Oratorium am 12. Dezember auf. www.reformiert-leipzig.org

Wollny: Nach zehn Amtsjahren in Leipzig war er an einem Punkt angelangt, wo er in der Kirchenmusik vieles schon einmal ausprobiert hatte. Er suchte nach neuen Herausforderungen, wagte mehr und schrieb modernere Melodien.

Christiane Bräutigam: Interessant, da lassen sich so starke Veränderungen ablesen? Beim Spielen achte ich selten auf das genaue Jahr der Komposition.

Wollny: Absolut. Viele Stücke aus dem Weihnachtsoratorium hatte Bach kurz zuvor für andere Zwecke geschrieben. Schon bei ihnen merkt man, dass der Ausdruck eingängiger und ergreifender wird.

Bach hat bei sich selbst abgeschrieben?

Wollny: Das war damals gang und gäbe – und auch sinnvoll. Wenn die kurfürstliche Familie nach Leipzig kam, bei ihr Namenstage oder Geburtstage anstanden, hatte Bach eine Kantate zu schreiben. Diese Musik erklang dann nur ein einziges Mal, dem Kurfürst konnte man ja nicht zweimal dasselbe Geschenk machen. Um sie zu retten, hat Bach sie für das Weihnachtsoratorium recycelt. Obwohl, eigentlich glaube ich: Als Bach diese Vorgängerkantaten schrieb, wusste er schon genau, dass er die Melodien für ein großes Werk verwenden will.

Wieso ist das Oratorium so berühmt geworden?

Bräutigam: Weihnachten ist das am meisten kommerzialisierte Fest, viele einstmals kleine Traditionen sind heute ungeheuer aufgeladen und quasi Selbstläufer. Auch der Heiligenschein des Oratoriums ist mittlerweile riesig und zieht immens. Seine Musik ist aber auch wirklich unvergleichlich: Der Start der ersten Kantate mit der Pauke – da sind selbst die abgebrühtesten Musiker jedes Mal wieder ergriffen. Das merke ich ja an mir selbst.

Erging es den Hörern 1734 genauso?

Wollny: Es wurde weder gewittert, noch haben Zeitungen über die Erstaufführung berichtet. Wir haben auch noch keinen schriftlichen Beleg gefunden, in dem jemand erzählt, dass er es gehört hat. Ich glaube aber, dass die Zuhörer spürten: Hier passiert etwas ganz Neues. Wir besitzen übrigens das Textbuch von damals. Wollen Sie mal reinschauen?

Bräutigam: Das hier ist das Originalheft?

Wollny: Ja! Bis vor einigen Jahren hätte ich sogar gesagt, dass es das einzig erhaltene ist – inzwischen ist aber ein weiteres davon aufgetaucht. Bach hat vielleicht 500 Exemplare drucken lassen, man konnte sie am Kircheneingang kaufen. Sie waren gleichzeitig Programm und Textheft: Es ist angegeben, wann welcher Teil in der Thomas- und wann in der Nikolaikirche aufgeführt wurde. Und hier im Text kann man an der Schriftart erkennen, ob das nun ein Choral ist, ein Rezitativ, eine Arie ...

Weiß man, wie lange Bach am Weihnachtsoratorium gearbeitet hat?

Wollny: Er war stark eingespannt: Es gab Verpflichtungen in der Schule, außerdem musste für jeden

Sonntag eine neue Kantate vorbereitet werden. Der Advent aber war damals eine Fastenzeit, bis zum ersten Weihnachtsfeiertag wurde in der Kirche keine Musik gespielt. In dieser Zeit konnte Bach machen, was er wollte – wahrscheinlich hat er also im Advent 1734 daran gearbeitet.

Dann führen Sie und Ihr Chor das Stück ja zur falschen Zeit auf, Frau Bräutigam!

Bräutigam: Ich weiß, wir diskutieren das jedes Jahr aufs Neue. Dieses Jahr singen wir die Kantaten I bis III am 12. Dezember, nach Heiligabend wäre für die meisten Sänger und das Publikum die Luft raus – für sie gehört das Oratorium zur Adventszeit wie das Plätzchenbacken. Komisch wird es vor allem, wenn wir den zweiten Teil im Advent singen: Laut dem Text ist da der Messias nämlich schon lange da.

Sie müssten solche Zeitsprünge ja gewohnt sein: Die Proben beginnen recht früh ...

Bräutigam: Meist habe ich so ab August plötzlich Teile des Oratoriums im Kopf. In den unpassendsten Situationen, etwa beim Paddeln auf dem See. Richtig los geht es dann aber erst im November. Ich habe einen sehr erfahrenen Chor, wir kommen mit fünf großen Proben aus.

Zweieinhalb Stunden Musik – nur fünf Proben?

Bräutigam: Wir führen ja jedes Jahr nur eine Hälfte auf – so ist es nur etwas mehr als eine Stunde. Für Wiedereinsteiger gebe ich außerdem Extraproben, und viele Anfänger üben vorab mit CDs oder Dateien aus dem Netz. Für manche ist das Oratorium ein Lebensziel, ähnlich wie einmal den New York Marathon zu laufen. Und dafür trainieren sie.

Ist das Oratorium schwer zu singen?

Bräutigam: Bach hat beim Komponieren eher instrumental gedacht, die Melodieführung ist selten auf die Stimme zugeschnitten. Es sind große Sprünge zu meistern, es gibt kaum Atempausen, die Gesangslinien sind sehr lang.

Wollny: Deshalb habe ich das Oratorium bisher auch nur auf der Geige begleitet.

Bräutigam: Nun, wenn Sie das ändern wollen: Wir proben jeden Mittwochabend.

In Sachsen singen unzählige Laienchöre das Weihnachtsoratorium, oft begleitet von Berufsmusikern. Woher kommt dieses Engagement?

Bräutigam: Wir profitieren ironischerweise ein wenig vom DDR-Erbe. In der Kirche zu singen war nicht gern gesehen und wurde kaum gefördert. Deshalb war das private Engagement städtischer Musiker wichtig, etwa aus dem Gewandhaus. Dieser Geist ist geblieben. In westdeutschen Städten wäre es eher unwahrscheinlich, dass Profimusiker für so kleines Geld „auf Mucke fahren“.

Wollny: Hier in Leipzig fühlt man sich Bachs Musik sehr verbunden. An genau der Stelle zu stehen, wo er einst gewirkt hat, und seine Werke selbst zur Aufführung bringen – das ist etwas Besonderes.